

Stefan Freund, Meinolf Vielberg (Hrsgg.): Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 20). XVI, 565 S., mehrere Abb., EUR 79.00 ISBN 978-3-515-09160-2.

Genau ein Vierteljahrhundert lang (1982–2007) hatte Hans Jürgen Tschiedel einen Lehrstuhl für Klassische Philologie an der Katholischen Universität Eichstätt inne. Zum Eintritt in den Ruhestand mit Vollendung des 65. Lebensjahrs wurde ihm eine Festschrift gewidmet, die sich mit einem seiner Forschungsschwerpunkte, Werk und Wirkung Vergils, befasst. Die große Zahl der beitragenden Autoren (31) sowie weiterer Gratulanten (die *Tabula gratulatoria* füllt fünf Spalten) belegt den Einfluss Tschiedels als akademischer Lehrer (für die Schar der Eichstätter Schüler steht als Herausgeber Stefan Freund) ebenso wie seine Vernetzung in der Breite der Altertumswissenschaft durch die Mitarbeit in der Görres-Gesellschaft (diese repräsentiert Meinolf Vielberg als Editor).

Trotz der thematischen Einschränkung auf Vergil bietet der Band eine große inhaltliche Bandbreite. Nach einem eindrucksvollen Widmungsgedicht (in sapphischer Strophe) von Alfons Weische folgen in vier Kapitel gegliedert 31 Artikel, die hier knapp charakterisiert werden sollen. Im ersten Abschnitt „Vergil und seine Vorbilder: Die Aeneis“ untersucht Severin Koster („Dichter und Sänger in den homerischen Epen“, 1–18) anhand indirekter Selbstcharakterisierungen das hohe Selbstbewusstsein des „Autors“ in Ilias und Odyssee und konstatiert für Vergil eine Übernahme und Steigerung dieses Selbstverständnisses (vgl. das „cano“ in V. 1). Luigi Belloni („Il ‚dramma‘ di Idomeneo fra Omero e Vergilio“, 19–30) untersucht die Figur des Idomeneus, der bei Vergil nur in drei knappen Erwähnungen erscheint, aber durch die Bemerkungen der Kommentatoren insofern an Kontur gewinne, als hier eine von der Odyssee abweichende Variante des Sagenstoffes wiedergegeben werde, die vielleicht auf eine verlorene Tragödie zurückgehe und eher Züge eines Familiendramas (und weniger einer Nostos-Erzählung wie bei Homer) trage. Das Schweigen Didos in Aen. 6, 450–476 vergleicht Ernst Vogt („Didos Schweigen. Ein homerisches Motiv bei Vergil“, 31–40) mit dem des Aias in Od. 11, 541–567 und stellt neben Ähnlichkeiten in der Ausgestaltung auch zwei markante Unterschiede fest: die Motivierung des Schweigens (verletzte Liebe hier ggü. verletzter Ehre dort, beides jedoch zutiefst existentielle Empfindungen) sowie die Funktion im Kontext (weittragende Bedeutung gegen lose Einbindung). Aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten heraus befassen sich die beiden folgenden Beiträgen mit der heiß umstrittenen Frage, was die Tötung des Turnus am Ende der Aeneis über den Charakter des Aeneas und seine Rolle als Typos für Augustus zu bedeuten habe. Volker Michael Ströck (,,Vergil und die Danaiden“, 41–66, mit Abbildungen und

Faltkarte) verweist darauf, dass das Danaidenmotiv auf dem *balteus* des Pallas eine Parallele im Danaidenportikus des augusteischen Apollontempels habe, wo es als Symbol einer allgemeinen Entsühnung für den Bürgerkrieg, der auch als großer Verwandtenmord verstanden werde, diene. Der Zorn des Aeneas beim Anblick des *balteus*, der ihn Turnus töten lässt, sei daher berechtigt und richte sich auf das Kriegsunheil allgemein. Die als *pietas* verstandene *ultio* solle als notwendige Grundlage für die gesellschaftliche Befriedung verstanden werden. Auch Stefan F r e u n d („Der Tod des Turnus und Homer. Überlegungen zum Schluss von Vergils Aeneis“, 67–84, mit leicht verwirrender Vergleichsskizze) sieht im Schluss der Aeneis eine positive Würdigung der Leistung des Augustus. Er vergleicht den Tod des Turnus mit dem des Hektor im 22. Gesang der Ilias und dem Freiemord im 22. Gesang der Odyssee und kommt zu dem Ergebnis, dass das Neue an der Rolle des Aeneas sei, dass er in seinem Handeln zögere und eine bewusste Gewissensentscheidung fälle. Dabei sei ihm persönlicher Triumph und Erfüllung versagt, vielmehr handle er „im Namen derer, für die er Verantwortung trägt“ (S. 82) – wie Augustus. In ihrem Beitrag „Ist Penelope ein Modell für Vergils Dido? Möglichkeiten und Grenzen einer intertextuellen Lektüre“ (85–103) verneint Christine S c h m i t z in Auseinandersetzung mit Polk die Titelfrage. Vielmehr komme in erster Linie Helena (so auch Schimt-Neuerburg) als Vorbild für Vergils Dido in Frage, in Einzelzügen auch Kirke, Kalypso und Nausikaa. Umgekehrt diene Dido als Modell für Heldinnen in der nachvergilischen Dichtung. Züge des Achill und des Odysseus sieht Wilhelm B l ü m e r („Aeneas und die Griechen: Bemerkungen zur Heldendarstellung bei Vergil“, 105–126) im vergilischen Aeneas und weist dabei auf ständige intertextuelle Bezüge hin. So dürfe auch die Tötung des Turnus weder als Scheitern des Aeneas noch gar als Kritik an Augustus gedeutet werden, sondern sei durch den homerischen Prätext bedingt und erklärbar. Nach Beatrice B a l d a r e l l i („Poetische Gerechtigkeit in der Aeneis: Der Einfluss von Accius’ Philocteta auf die Achaemenidesepisode (Vergil, Aen. 3, 588–691)“, 127–148) beweise Aeneas in dieser Episode, die Züge der accischen Tragödie trage, typisch römische *humanitas* (in Verbindung mit weiteren Werten wie *iustitia*, *clementia erga hostes*, *ius officiumque hospitii*, *pietas*) und unterscheide sich dadurch fundamental von Odysseus.

Die ersten drei Beiträge des zweiten Kapitels „Zur literarischen Technik und Sprache Vergils“ befassen sich mit den Eklogen. Laut Ulrich S c h m i t z e r („Wann kam Tityrus nach Rom? Ein Versuch der Annäherung an Vergils Eklogen“, 149–177) legt der Anfang der ersten Ekloge den Gedanken an eine zweite Auflage des Buches nahe, die Mitte der 20er Jahre erschienen sei, da er zur Situation der *res publica restituta* passe. Zu dieser Zeit werde aus der erinnerten *discordia* die *concordia* und Begriffe wie *libertas* und *iuuenis*, die in der Kampfzeit der 40er Jahre eher antiaugusteisch verstanden werden mussten, seien nun besser ins augusteische Programm integrierbar. Eine etwas

verwirrende Aneinanderreihung von Beobachtungen, die die 4. Ekloge trotz einer gewissen Nähe zum Epyllion als echt bukolisches Gedicht erweisen sollen, bietet Georg Graf von Gies („Genus et forma. Randbemerkungen zu Vergils IV. Ekloge“, 179–203); ein Teil seiner Argumente beruht auf der Wirkung des mündlichen Vortrags und kann nachvollziehbarer Weise in schriftlicher Form seine Wirkung nicht entfalten. Als ein Zeugnis des Ringens um die Stellung in der Dichterhierarchie mit dem Freund und Rivalen Varius Rufus interpretiert Wolfgang Dieter Lebek („Das Gleichnis des Varius Rufus, de morte frg. 4 (*Ceu canis umbrosam* usw.) und das erste Gleichnis Vergils, Ekloge 8, 85–89 (*Talis amor Daphnim* usw.)“, 205–220) die Ausgestaltung der im Titel genannten Vergilstelle und schlägt im Rahmen seiner Untersuchung für Varius eine neue Konjektur (Z. 6: *percita* = in Raserei versetzt) und für Vergil das Verständnis des Verses 88 als syntaktische Einheit vor. Anhand der Analyse dreier Kommunikationssituationen (Aen. 1, 305–417: Aeneas und Venus; 8, 127–174: Aeneas und Euander sowie 8, 372–404: Venus und Vulcan) mit missglückten Dialogen bejaht Thomas Fuhrer („Wenn Götter und Menschen sich begegnen. Komische Szenen in Vergils Aeneis?“, 221–236) seine Titelfrage, räumt dabei aber ein, dass die Wahrnehmung der Komik von der subjektiven Prädisposition des Lesers abhängt. Etwas für Leser mit sehr speziellem Interesse sind die beiden folgenden Beiträge: Die Lektüre des Artikels von Friedrich Häberlein („Zeitbestimmung und Diskursorganisation: Temporalsätze bei Vergil“, 237–258, mit umfangreichem Tabellenmaterial zu Aeneis 1–6) wird schon durch die Verwendung zahlreicher nicht jedermann geläufiger Abkürzungen erschwert. Im Vergleich zu seinem Referenzrahmen „Altlatein bis Kaiserzeit“ stellt er für Vergil eine eher konservative Tendenz bei der Verwendung der temporalen Subjunktionen fest. Weit überdurchschnittlich sei der Gebrauch des *cum inversum*, das zur Stiftung von Erwartungsspannung (S. 255, der traditionelle Begriff „Überraschung“ wird abgelehnt) diene. Statistische Untersuchungen zur Häufigkeit ein- bis sechssilbiger Wörter legt Matjaž Babič vor („Statistische Bemerkungen zur Sprache Vergils“, 259–266) und kommt zu dem Ergebnis, dass kürzere Wörter, die eine Neigung zur Umgangssprache kenntlich machten, in den Bukolika (erwartungsgemäß) häufiger sind als in den Georgika und der Aeneis. José Luis García Ramón („Vergil und die indogermanische Dichtersprache“, 267–277) legt die Existenz einer „metaphorischen, stilistisch markierten Kollokation [ÜBEL – (ER)WECKEN]“ als „Reflex indogermanischer dichtersprachlicher Phraseologie“ (S. 267 f.) nahe, die er anhand griechischer, lateinischer und germanischer Beispiele zu belegen sucht. Mit einer Reihe von Textbeispielen untermauert Rudolf Rieck („Unsagbares und Ungesagtes: Zur Wahrnehmung der Aeneis“, 279–293) seine These, dass Vergil *ambiguitas*, *brevitas* und *subtilitas* bewusst als Appell an die Nachwelt zur individuellen Wahrnehmung und Rezeption seines Werkes einsetze, und bezeichnet solche

Unbestimmtheitsstellen als ein Zeichen der Weltliteratur. So erscheint für ihn Vergil als ein Kallimacheer, der sich zugleich als homerisch (Aen. 9, 774 b–777 als Sphragis: Chretheus als Hinweis auf Kretheis, Mutter des Homer) bekenne.

Im dritten Abschnitt sind zehn Beiträge unter der Überschrift „Zur Wirkungsgeschichte Vergils in Kaiserzeit und Spätantike“ zusammengefasst. Barbara Feichtinger („Ovids Metamorphosen oder der totale Text“, 295–320) verweist darauf, dass für Ovid in seinen Metamorphosen die Erzählung nicht (wie in der Aeneis) Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck sei und der erzählende und der erzählte Mensch sowie die mannigfaltigen Möglichkeiten des Erzählens im Mittelpunkt stünden, und belegt ihre These mit einer Aneinanderreihung von Einzelbeispielen (Proömium, Künstlerwettstreite etc.), wobei die Strukturierung ähnliche Fragen aufwirft wie bei Ovids Großwerk. Der in den Metamorphosen zu Tage tretende Konflikt zwischen Macht und Kunst sei nicht spezifisch augusteisch, sondern ein allgemeines Phänomen, da die Macht die Kunst stets (inhaltlich) zu kontrollieren suche, während sich die Kunst aus dieser Überwachung emanzipiere. Dass Ovid sich mit seinen Metamorphosen in die Jenseitsdiskussion seiner Zeit einschalte und dabei „ein intellektuelles-intertextuelles Spiel mit der Aeneis“ (S. 337) treibe, da die entsprechenden Motive auch dort vorkämen, ist die These Meinolf Vielbergs („Omnia mutantur, nihil interit? Vergils Katabasis und die Jenseitsvorstellungen in Ovids Metamorphosen“, 321–337). Er untersucht dabei drei Textabschnitte, deren Position im Werk zugleich die Pentadenstruktur der Metamorphosen belegen könne: Der Raub der Proserpina (Bücher 5/6), der auf die eleusinischen Mysterien verweise, die Aufnahme orphischer Lehren in der Erzählung von Orpheus in der Unterwelt (Bücher 10/11) sowie die Seelenwanderungslehre in der Rede des Pythagoras in Buch 15. Gegen Vorstellungen, bei Vergil trügen die Trojaner Mitverantwortung am Untergang ihrer Stadt (etwa durch Verblendung, Fehldeutung oder Fehlverhalten), wendet sich Otto Zwielerlein („Si mens non laeva fuisset“, 339–354). Für die traditionelle Ansicht, dass allein die *fata* Ursache der Katastrophe seien, führt er als Zeugen Petron (Eumolps Troiae Halosis), Augustin (de civ. 1, 2), Vergil-Kommentatoren sowie CB 101 an. Karla Pollmann („Ambivalence and Moral Virtus in Roman Epic“, 355–366) verweist darauf, dass *virtus* keineswegs immer positiv konnotiert sei, sondern im Kontext auch ambivalent bis negativ (z. B. übersteigert) zu verstehen sein könne. Innerhalb der Gattung Epik macht sie dabei eine Verdüsterung von Vergil (negativ nur bei Turnus) über Lucan (positiv nur bei Cato) hin zu Statius, Thebais (positiv nur im privaten Bereich) aus. Freilich sei dies kein Zeichen eines moralischen Nihilismus, vielmehr stünde dem politisch-moralischen Pessimismus ein literarischer Optimismus gegenüber. Eine ausführliche, instruktive Analyse der Lemnos-Episode in der Thebais des Statius als Epos im Epos unter dem Leitmotiv *nefas* bietet Sabine L ö s c h („Dulce loqui miseris veteresque redu-

cere questus – Zur Lemnos-Episode bei Statius (Theb. 5, 49–498)“, 367–385) und legt dabei ein besonderes Augenmerk auf die Erzählweise (Terminologie nach I. J. F. de Jong). Hypsipyle sei eine souveräne sekundäre Erzählerin, die teils auktorial, teils aus der Ich-Erzähler-Perspektive spreche und über die Perspektive anderer tertiärer „narrator-focalizer“ verfüge; daneben schalte sich bisweilen der wirklich allwissende primäre Erzähler ein. Die Benutzung des Vergil-Kommentars des Aemilius Asper durch Juvenecus sucht Christian Gnilk a („Spuren antiker Vergilerklärungen bei Juvenecus“, 387–400, Lektüre wird dadurch erschwert, dass Belege u. ä. statt in Anmerkungen in Klammern geboten werden) nachzuweisen und führt dazu drei Belege an, in denen es um die Aufnahme in der Bedeutung umstrittener vergilischer Formulierungen geht (Aen 1, 724 *et vina coronat* – Juvenec. 2, 142 *undaque coronant*; Aen. 2, 558 *sine nomine corpus* – Juvenec. 3, 68 *lacerum . . . sine nomine truncum*; Aen. 8, 456 *volucrum sub culmine cantus* – Juvenec. 4, 582 *sub culmine tecti* im Bezug auf den *gallus*). Eine zunehmende Emanzipation der Biblepik (untersucht werden Juvenecus, der Cento Probae, Cyprianus Gallus, Sedulius, Claudius Marius Victorinus und Avitus) gegenüber Vergil und der Bibel konstatiert Silke Diederich („Quid memorem infandas caedes? Krieg und Gewalt in der Aeneisrezeption spätantiker Biblepik“, 401–414). Bei den Autoren, die sie alle als konservative Römer einschätzt, macht Diederich eine doppelte, gegenläufige Tendenz aus: Einerseits werde die christliche Friedensbotschaft durch epische Heroisierung (v. a. Gotteskriege im AT, Passion Christi als Kampf des Guten gegen das Böse) verfälscht, andererseits der pagane Heroismus mit seiner Gewaltverherrlichung christianisiert und dadurch humanisiert (Gewaltmonopol Gottes, gewaltfreies Heldentum Christi). Einen Einblick in die Werkstatt eines Kommentators gibt Joachim Gruber („Vergil in der Mosella des Ausonius“, 415 – 424) und plädiert für Zurückhaltung: Nicht alles, was irgendwie mit Vergil vergleichbar sei, sei bewusste Reminiszenz, vielmehr könne so manches als allgemein dichtersprachlich oder anderweitig sachlich geboten erklärt werden (Beispiele aus den Bereichen Junktoren, Versanfänge und -schlüsse, Textkritik, Szenen und Motive sowie Tendenzen). Unbestreitbar sei die *Mosella* jedoch das letzte Zeugnis der *pax Augusta* und allein dadurch Vergil verpflichtet. Trotz seiner Klagen über repressive pädagogische Methoden v. a. beim *grammaticus* sei Augustin in seiner Jugendzeit von Vergil fasziniert gewesen, konstatiert Kajetan Gantner („Beobachtungen zu Vergils Schullektüre in Augustins Confessiones: Von den Prügeln der Lehrer zu den Tränen um Didos Schicksal“, 425–435). Das Problem, dass er der irrationalen Zauberkraft der Dichtung verfallen sei, obwohl er aus ethischer Perspektive alles Lügenhafte absolut ablehne, reflektiere Augustin in seinen *Confessiones*. In der apologetischen Situation nach dem Gotensturm 410, den die heidnische Opposition der christlichen Herrschaft und der mit ihr verbundenen Einstellung des heidnischen Kultes anlastete, stütze sich

Augustin im „Gottesstaat“ auf Vergil, um die Unfähigkeit der alten Götter zum Schutz einer Stadt (Troja!) aufzuweisen, legt Raban von Haehling („Vergil als Kronzeuge für die römische Frühzeit in Augustins *De civitate Dei*“, 437–450) dar. Neben dem Epiker, den er gleichsam als Historiker nutze, führe Augustin Sallust, Cicero und Varro als weitere Zeugen an, während Livius zwar kaum erwähnt, aber implizit widerlegt werde: Die Frühzeit sei nicht moralisch vorbildlich gewesen und taugte somit auch nicht als Vorbild für die Gegenwart, wie von heidnischen Kreisen propagiert.

„Die Wirkung der Aeneis in Mittelalter und Neuzeit“ ist das vierte und letzte Kapitel überschrieben, in dem fünf Artikel zusammengestellt sind. Werner Suerbaum („Die Schildbeschreibung Vergils in Worten und Bildern zur Aeneis (8,608–731)“, 451–481, mit elf nur z. T. technisch qualitativollen Abbildungen) stellt die Frage, ob sich Buch-Illustratoren an die textlichen Vorgaben halten und beantwortet sie mit einem „Sowohl als auch“ mit eher verneinender Tendenz. Dabei stellt Suerbaum anhand der Schildbeschreibung vier mögliche Tendenzen jeweils mit Beispielen vor: Bei der „Ausweich-Technik“ finde sich kein identifizierbares Bild auf dem Schild, eigene Bildfindungen kennzeichneten die „Alternativ-Lösung“, von „partiell-positiver“ Umsetzung spricht Suerbaum, wenn nur eine oder mehrere Szenen des literarischen Textes in der Illustration zu finden sind, und schließlich gebe es auch die „positive“ Tendenz, möglichst werkgetreu alles darzustellen. Alfons Weische („Vergils Verskunst in der Interpretation des Angelus Camillus Decembrio“, 483–491) beschäftigt sich mit dem Werk *De politia litteraria* des italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, in dem der Autor zur Vervollkommnung der Fähigkeit, Latein zu sprechen und zu schreiben, beitragen wollte. Für Decembrio sei Vergil der antike Dichter mit den besten Versen, v. a. lobe er dessen meisterhafte Verwendung von Epitheta. Eine nette Parallelisierung der Humanisten Decembrio und Tschiedel schließt den Beitrag ab. Ausgehend von Aen. 6,822 untersucht Peter Grau („Brutus infelix (Vergil, Aen. 6,822). Zum Brutus-Bild in der darstellenden Kunst“, 493–506, mit fünf Abbildungen) die Brutusdarstellungen in verschiedenen Vergilausgaben. Im Werk „Die Likatoren bringen Brutus die Leichen seiner Söhne zurück“ (1789) des Malers Jacques Louis David werde der tragische Zwiespalt zwischen Staatsraison und familiärer Bindung in besonderer Weise deutlich. Das Verhältnis der Protagonisten Massinissa und Sophonisba im 5. Buch von Petrarcas Epos *Africa* untersucht Johannes Christes („Massinissa und Sophonisba und die moralischen Prinzipien des P. Cornelius Scipio Africanus“, 507–524) und stellt einen Tausch der Geschlechterrollen fest: Während Sophonisba als starke, realistische Persönlichkeit Sympathie gewinne, werde Massinissa als der Liebe verfallen, denkfähig und in seiner *virtus* gefährdet dargestellt; dennoch sieht Christes in Massinissas Treue eine Parallele zu Petrarcas Verhältnis zu Laura. Scipio, der die Trennung der Beziehung und

den Tod Sophonisbas erzwingt, werde trotz seiner Jugend in stoischer Tugend stilisiert, womit Petrarca das Bild, das Livius entwirft, aufnehme: Liebe sei ambivalent anzusehen, einerseits als notwendige Erfahrung und Vorrecht der Jugend, andererseits als ruinöse Leidenschaft, wenn sie die Entfaltung der *virtus* verhindere. Im letzten Beitrag des Bandes stellt Dirk Sacré („De Siciliae et Calabriae excidio carmen: Giuseppe Giannuzzi's Neo-latin Poem on the Italian Earthquake of 1908“, 525–544) ein neulateinisches Epos über das große Erdbeben im Dezember 1908 und seine Folgen in Süditalien und auf Sizilien vor, das beim Amsterdamer Certamen Hoefftianum 1910 in das Jahrbuch aufgenommen wurde. Als Jesuit sehe der Verfasser im Geschehen Gottes Willen walten. Sprachlich und szenisch schließe er sich an Ovid, v. a. aber an Vergils Darstellung des Untergangs Troias im 2. Buch der Aeneis an, bleibe dabei jedoch selbständiger und unabhängiger als einige Zeitgenossen, die dasselbe Sujet behandelten.

Die Festschrift wird von einem nützlichen dreiteiligen Register (Namen, Sachen, Stellen; 545–565) abgerundet, wobei man sich noch eine kurze Vorstellung der Autoren der Beiträge wünschen würde. Für die Ausstattung und Gestaltung des Werkes ist Herausgebern und Verlag Lob auszusprechen. Die meisten Artikel sind (fast) druckfehlerfrei; lediglich bei zwei Beiträgen (Ramón, Gantar) hätte man sich eine sorgfältigere Lektorierung gewünscht. Bedauerlich ist aus Sicht des Rez., dass im Jahre 2008 immer noch ein wissenschaftliches Werk in nicht revidierter Rechtschreibung erscheint – offensichtlich ist das Festhalten an veralteten Schreibweisen die Rebellion des Gelehrten. Auch wenn – wie bei Festschriften nur natürlich – die Qualität und Originalität der Beiträge schwankt, kann der Band allen an Vergil und seiner Rezeption Interessierten guten Gewissens empfohlen werden, zumal auch die Preisgestaltung noch moderat ist.

Wolfram Schröttel, Scheinfeld
Wolfram.Schroettel@t-online.de